

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 15.

Bießen, Sonntag Quasimodogeniti, den 15. April 1917.

6. Jahrgang.

Konfirmandenzeit.

Evangelium des Lukas 8, 15. Das aber auf dem guten Lande sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.

In diesen Frühlingstagen stehen im deutschen Lande Hunderttausende von Konfirmanden vor dem Altar, um ihrem Heiland Liebe und Treue zu geloben und nach altchristlicher Sitte gesegnet zu werden. In ernster Zeit werden diese Kinder konfirmiert. In vielfacher Form macht sich der Krieg bei uns in der Heimat geltend, manches Kind kommt am Konfirmationstage nur in Begleitung der Mutter zur Kirche, weil der Vater im Felde steht und weil man wegen der Zeitverhältnisse Verwandte nicht einladen kann. Viele Knaben stehen schon im Leben der Arbeit, weil der Krieg dazu nötigt. Knaben tun jetzt Männerarbeit, Mädchen gehen in die Munitionsfabriken. Man sollte denken, daß unter diesen Umständen Gottes heilige Gebote sich tiefer in die Kinderherzen einprägen als sonst, daß die Kinder, die jetzt konfirmiert werden, dem guten Lande gleichen, von dem der Heiland in seinem schönen Gleichnisse spricht, daß sie Gottes Wort in einem feinen, guten Herzen behalten und in der Zukunft Frucht bringen in Geduld.

Es ist etwas Herzerhebendes, wenn man einen älteren Menschen beobachtet, auf dessen Leben dieses Heilandswort seither gepaßt hat und noch paßt. Aus der großen Schar der Menschen, mit denen ich über ihre Konfirmandenzeit und ihre Konfirmation gesprochen habe, treten vier hervor, in denen die Eindrücke dieser Zeit besonders nachhaltig gewesen sind. Da ist zunächst die 68jährige Frau, die ich während ihres langen, letzten Leidens oft besuchte. Es war bei den ersten Besuchen gerade nicht leicht gewesen, mit ihr in das Gespräch und durch das Gespräch in seelische Berührung zu kommen. Der schwere, unförmliche Körper hinderte die alte Frau, ihre Wohnung zu verlassen; in der Kirche war sie schon lange nicht mehr gewesen. Vom Bett zum Stuhl am Fenster und wieder zurück zum Bett, weiter gingen ihre Wege nicht mehr, als ich sie kennen lernte. Auch die Sprache war schwerfällig, langsam kamen die Worte über die Lippen, das Asthma machte der Kranken viele Not, die Augenlider waren dick geschwollen. Aber als ich näher mit der Frau bekannt wurde, fand ich, daß in dem kranken, schwerfälligen Körper eine fromme Seele wohnte. Eines Tages sagte mir die Kranke,

stokend und nach Atem ringend, das Lied „Alle Menschen müssen sterben“, Vers für Vers, her und bemerkte, dieses Lied mit seiner herrlichen Schilderung des Freudenlebens in der Ewigkeit erquickte und stärkte sie nun, da sie, mit so schwerer Krankheit ringend, wisse, daß sie ihr irdisches Ziel bald erreicht haben werde. Als ich verwundert fragte, unter welchen Umständen sie sich das Lied angeeignet habe, da kam es heraus: in der Konfirmandenstunde in Berlin, wo sie geboren war, hatte sie es gelernt. Sie hatte das Lied mit seinen erhebenden Gottesgedanken über ein halbes Jahrhundert in einem feinen, guten Herzen behalten.

Viel umgänglicher und beweglicher war der 70jährige Handwerksmann, der aus Thüringen stammte. Eines Tages kam er zu mir und brachte mir ein Blatt Papier, das er mit Bleistift beschrieben hatte. „Hier bringe ich Ihnen,“ so sagte er, „das Lied, das uns Kindern unser Pfarrer einst in der ersten Konfirmandenstunde diktiert hat.“ Es war ein frommes, etwas gefühlsmäßiges Lied, seinen Inhalt habe ich vergessen, ich kann die Niederschrift auch nicht mehr unter meinen Papieren finden. Aber ich weiß noch, daß dem Manne die Tränen über das Gesicht liefen, als er mir das Lied hersagte. Er dachte dabei seiner Jugend, seiner toten Eltern, seiner Heimatkirche und des Seelforgers, der ihm bei der Konfirmation segnend die Hände aufgelegt hatte.

Ein mühseliges Leben hatte die Witwe, die aus einem Dorfe in einem Tale des hessischen Odenwaldes nach der großen Stadt gezogen war und sich dort durch redliche Arbeit als Monatsfrau durchbrachte. Sie hatte es mit dem Manne nicht leicht gehabt, der war streitsüchtig, rechthaberisch und gegen seine Familie ungebärdig gewesen. Der eine Sohn war schwachsinzig; zwar arbeitete er, aber er war schwer zu leiten, zuweilen trank er, war dann gewalttätig und beschimpfte Mutter und Schwestern. Was die Frau unter diesen Umständen aufrecht hielt, waren die Psalmen, die sie in der Konfirmandenstunde auswendig gelernt hatte, der 23., der 73., der 105. Psalm und andere dieser herrlichen Lieder, die von Gottes treuer Hut und seiner gnädigen Bewahrung reden. Sie hatte diese Psalmen bis in ihr Alter wortgetreu im Gedächtnisse behalten.

Endlich denke ich hier an ein junges Mädchen, das ich vor beinahe 20 Jahren zu Grabe gebracht habe. Oft, wenn

ich am Sommerabend nach meiner Wohnung ging, sah ich sie auf der Straße vor dem Hause ihres Bruders stehen, oder sie schaute zum Fenster heraus. Sie war mir aufgefallen durch das zarte Angesicht und das goldig schimmernde Haar. Eines Tages kam die Frau des Bruders und sagte mir, die Schwägerin sei krank, ich solle sie besuchen. Ich sah bald ein, daß die Tage des jungen Mädchens gezählt waren. Einen Sommer lang siechte sie dahin; als im September die Ästern blühten, senkten wir sie in das Grab. Auf dem Krankenbette erzählte sie mir ihre kurze Lebensgeschichte. Die war traurig genug. Früh der beiden Eltern beraubt, war das Kind in einer Waisenanstalt erzogen worden und dann in den Dienst zu fremden Leuten gekommen. Das ging so lange, bis sie sich matt und elend fühlte, da nahm der Bruder sie in sein Haus auf, und, von der Schwägerin treu gepflegt, starb sie. Ueber ihrem Bette hing ihr Konfirmationsgedenkschein, auf dem stand geschrieben: Psalm 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. An dieses Wort klammerte sich das arme, verwaiste Menschenkind in seiner letzten Not. „Er wirds wohl machen.“ In dieser seligen Gewißheit schlief das junge Mädchen ein.

Es ist etwas Großes, wenn ein Mensch das, was ihm in der empfänglichen Jugendzeit anvertraut worden ist, in einem feinen, guten Herzen bewahrt. Nur der Unverstand kann das Auswendiglernen von Bibelsprüchen und Gottesliedern, an denen sich der Glaube hinaufrankt, schelten. Gott allein weiß, was für Segen sich an die Konfirmationszeit und die Konfirmation anschließt. Es kommt nur darauf an, daß der junge Mensch ein feines, gutes Herz hat. f. B.

Luthers Bibelübersehung in ihren Anfängen.

„1. O Gott, tzu dñr hab ich geschrien von den tyffen, o got, erhore mein geschren.

2. Ach das deine oren achtnehmen wollen auff das geschren meines bittens.

3. Szo du wilt achthaben auff die sunde, O mein got, o gott, wer kan dan belesen?

4. Dan ist doch nur bey dir allein vorgebung, darumb bistu auch allein hufurchten.

5. Ich hab gottis gewartet, und mein seel hat gewartet, und auff seyn wort hab ich gebentet.

6. Mein seel die ist zu gott wartend von der morgen wache byß widder zu der morgen wache.

7. Israel der wartet zu gott, dann die barmhertigkeit ist bey Gott und manichfeltig ist bey ihm die erlösung.

8. Und er wirt erlösen Israel auß allen seinen sunden.“
So lautet in Luthers Urschrift „Der Sechst pßpsalm“, Psalm 130. Eine deutsche Auslegung der sieben Bußpsalmen, das war die erste Schrift, die Luther selbst geschrieben und im April 1517 hat drucken lassen. Eine Großtat sondergleichen für die Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur nahm damit ihren Anfang. Denn in dieser Uebersetzung der 7 Psalmen liegt nicht bloß der Urkeim von Luthers späterer, geschlossener Bibelübersehung, sondern auch der unserer heutigen deutschen Sprache überhaupt. „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen!“ schrieb Luther wenige Jahre später von der Wartburg seinem Straßburger Freunde Gerbel. Und in der Tat. In seiner Schriftsprache hat er dem deutschen Volke als Ganzem, gleichgültig, ob wir uns Evangelische oder Katholiken, Juden oder Atheisten nennen, einen seiner köstlichsten Schätze bis auf diesen Tag geschenkt, unsere einheitliche deutsche Sprache, die es vordem nicht gab. Jenes

Erstlingsbüchlein der 7 Bußpsalmen im Frühjahr 1517 hat den Grund zu diesem nie verkümmernenden Geschenk gelegt. Wahrlich, Grund genug, daß im Reformationsjubiläum 1917 alle Deutschen — unbeschadet welchen Glaubens — ihm danken und seinem Genius huldigen.

Denn unsere Sprache ist Luthers Schöpfung. Selbstverständlich ist jede Sprache selbst kein totes Kunstprodukt, sondern spürbarer Niederschlag der unsichtbar-lebendigen Seele eines Volkes. Aber daß die unsrige trotz der gewaltigsten Stammes- und Dialektverschiedenheiten des deutschen Volkes zu einer so wundervollen Einheit sich zusammenschloß, und vor allem, daß darin auch wirklich des Volkes Herzschlag, der Schlag seines Empfindens, seines Erfassens der Dinge, seines Gemütes und auch Humors, pulsiert, das ist Luthers ureigenstes Werk. — Wie sah's mit unserer Muttersprache vor ihm aus? Abgesehen von den tausenden von Mundarten — fast jedes Dorf hatte seine eigene — bestanden zwei große Sprachgruppen, das Ober(hoch)- und das Nieder-(Platt)-deutsche. Jenes wurde in Süd-, dieses in Norddeutschland gesprochen. Die Einheit einer deutschen Schriftsprache fehlte durchaus; und selbst die kaiserliche Kanzleisprache konnte trotz mancher Fortschritte dem Uebel nicht abhelfen. Luthers seines Sprachgefühl fand nun heraus, daß gerade die Sprache der Kur-sächsischen Kanzlei jene beiden Gegensätze noch am besten ausglich. Sie war eine Mischung von Ober- und Niederdeutsch; aber selbstverständlich für den Mann aus dem Volke in ihrem echten „Kanzleistil“ fast immer noch unverdaulich. Nun trug Luther, selbst „ein Kind aus dem Volke“, in dies starre Geseß des Kanzlei- das blühende Leben des Volksdeutsch hinein, und so schuf er erst diese Kraft, Herzinnigkeit und Schönheit bei allem Regelrechten unseres „Deutsch“, das ja, sprachlich vom gotischen „dies“ abstammend, selbst nichts anderes als „volkstümlich“ bedeutet.

Wie Luther selber unablässig an der Dervollkommnung seiner Sprache arbeitete, kann man schon sehen, wenn man nur diejenige des oben mitgeteilten Bußpsalms von 1517 mit der seiner Bibelübersehung vom Jahre 1521 vergleicht. Viel weniger mag man daran denken, welch Mut für den damaligen jungen Theologen dazu gehörte, überhaupt sie anzuwenden. Denn in seiner Muttersprache zu schreiben, war damals ein verächtlich Ding, verachtet genau so von den Gelehrten der alten Schule, den Scholastikern, wie denen der neuen, den Humanisten. Latein oder griechisch mußte es sein. Um so bewundernswerter ist auch Luthers Sprachreinheit. So manche Fremdwörter seine anderen Schriften aufweisen mögen, in seiner Bibelsprache fand kaum eines Gnade vor seinen Augen.

Heute ist schier nicht auszudenken, welche Früchte Luthers Frühlingsgabe vom Jahre 1517 gezeitigt hat. Kaum hatte er seine Sprache in den Sattel gesetzt, da begann nun auch das Volk sich ihrer zu bedienen. So entstand u. a. jene großartige Reihe von Flugblättern, in denen er für es und es für seinen Luther Partei nahm. Dahinter verbirgt sich weit mehr, als man zunächst denken mag. Nicht bloß, daß in ihnen die Geburtsstunde unseres gesamten Presse- und Zeitungs-wesens schlug, das vordem unbekannt war, nein, es offenbarte sich darin der Segen der Reformation vom allgemeinen Priestertum, jedes Christen. Der Bann des Unterschiedes zwischen Geistlichen- und Laienstand war gebrochen; auch der schlechte Mann konnte nun denken und schreiben, wie ihm ums Herz war. Nicht minder schlug recht eigentlich die Geburtsstunde unserer geistlichen Liederdichtung. 1523 erschien Luthers 1. Kirckenlied als Flugblatt: „Nun freut euch, lieben Christen

gemein". 1524 entwickelte sich aus ein paar aneinander gehetzten Flugblättern das 1. evangelische Gesangbuch, darunter abermals der 150. Psalm, nun Luthers vielleicht allerhöchste Lied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“, dem bald das 2. und, von Luther selbst zusammengestellt, das 3. folgte, jetzt gleich mit vierstimmigen Melodien versehen.

So ist schwer zu sagen, was alles jenes schlichte Büchlein von 1517 für unser deutsches Volk bedeutet. Rade hat recht, wenn er 1883 schrieb: „Luther vornehmlich hat es dahin gebracht, daß Nord- und Süddeutschland, die bisher ihre besondere Mundart redeten und also pflegten, daß sie sich gegenseitig nicht verstanden, Eine Sprache wenigstens schrieben und je länger je mehr auch redeten. Dieses Band der Einen Sprache und Einen Schriftstellerei hat festgehalten auch in den schweren Zeiten, wo Deutschlands Einheit sonst völlig in Trümmern lag. Es hat gehalten und zusammengehalten bis auf die besseren Zeiten des neuen deutschen Reiches.“

Heute steht dieses Reich vor Sein oder Nichtsein! Aber es wird umschlossen von dem Geist einer Sprache, in der wunderbare Kräfte walten. Und jetzt, in den Stürmen des Weltkrieges, sollten wir Deutsche wohl daran denken, daß diese unsere Sprache herausgeboren ist aus den Ewigkeitskräften der Religion und des Evangeliums selber. — In Luthers Erklärung zu jenem „Sechst' pufspalm“ vom Jahre 1517 aber steht ein Wort von ihm, das wir mitnehmen wollen in die Weihe und den Ernst dieser bewegten Zeit: „Alß oft ich weniger in der Schrift dan Christum funden hab, byn ich nach nie sat wurden; als oft aber ich meer dan Christum funden hab, byn ich nie armer wurden. . . Christus ist gottis gnaden, barmhertzikeit, gerechtikeit, warheit, weißheit, sterke, trost und selickent, uns von gott gegeben an allen vordineß.“

Bilder aus dem hessischen Dorfleben.

Von A. L.—nn.

(Fortsetzung.)

Ein anderer unter diesen Handelsleuten, den man den „Bäritz“ nannte — auch er hieß in Wahrheit anders — tat sich durch Großspürigkeit hervor. Einst war er mit einem Metzger über Land gegangen, um einen Hammel zu kaufen, den der Metzger schlachten wollte. Aber der Bauer forderte zu viel, und das Geschäft kam nicht zustande. Da stand der Bäritz mit der Miene und Haltung eines Großhändlers auf und sagte: „Komm, August, ob wir morgen 100 oder nur 99 Hammel nach Köln liefern, ist einerlei.“ Bekanntlich geht es ja bei dergleichen Geschäften so zu, daß der Händler wutentbrannt über den teuren, ihm abgeforderten Preis das Geschäft abbricht und nach einer Viertelstunde mit freundlicher Miene wiederkommt, um von neuem zu handeln. Ich habe es manchmal bei Pferdehändlern gesehen, wie der Handelsmann wütend die Haustür zuschlug und Stein und Bein verschwor, daß er das Haus niemals wieder betreten wolle, daß er lieber Arm und Bein brechen und nicht mehr gesund zu seiner Frau und seinen Kindern heimkehren wolle, und gleich darauf kam er wieder zur Haustür herein und machte ein neues Angebot.

Der Handel des Bäritz bewegte sich nur in sehr bescheidenen Grenzen, er war ein ehrlicher und nicht gewinnlüchtiger Mann. Er kaufte Hasenfelle, Ziegen, Hammel, Kälber, ab und zu auch wohl einmal Getreide ein. Auch er war ein leidenschaftlicher Tabakraucher, und nach der dor-

tigen Sitte stopfte er seine Pfeife gern aus den Beuteln anderer Leute, wie auch er seinen Tabak anderen anbot. Nun erzählte der Bäritz jedem, der es hören wollte, er sei im Juli 1870 auf der Landstraße gegangen, da seien Truppen, die nach Frankreich marschierten, an ihm vorübergekommen, mitten unter ihnen ein hoher Offizier, anscheinend ein General, ein stattlicher, schöner Mann mit blondem Barte, umgeben von einem großen Gefolge, und gleich dem Bäritz die kurze Pfeife in der Hand haltend. Als dieser hohe Herr gesehen habe, daß er, der Bäritz, aus seiner Pfeife Wolken hervorstieß gleich den Wolken, die aus dem Backhause kommen, wenn ein armer Mann backt (der arme Mann verwendet grünes, im Walde aufgelesenes Reifig, daher die Rauchwolken), da habe er den Raucher freundlich herangewinkt und gefragt, ob er nicht einmal mit Bäritz stopfen dürfe. „Gewiß, mein Herr,“ habe er geantwortet und den Beutel hervorgezogen. Der Herr habe sich freundlich bedankt und sei weitergeritten. Einer aber aus dem Gefolge habe ihm, dem Bäritz, gesagt: „Das war der Kronprinz von Preußen.“ Diese Geschichte erzählte der Bäritz, wie gesagt, sehr oft, sie war aber erlogen; denn der Kronprinz ist nie diese Straße gezogen, er hat seinen Einmarsch nach Frankreich auf eine ganz andere Weise bewerkstelligt. Das war auch nur gut; denn der Bäritz rauchte A. B. Rupter. Das war, wie der Name der Firma ausweist, ein aus Holland eingeführtes, scharfes Kraut, von dem man sagte: „A. B. Reiter, drei Säug' do leit er“, nämlich der Raucher. Eine andere sehr bedenkliche Sorte, die gleichfalls in meiner Heimat viel geraucht wurde, war der „Elephant“. Es heißt von ihm in einem humoristischen Gedichte, das sich mit der Fahrt auf der hessischen Ludwigsbahn befaßt: „Der Nachbar raucht Elephant, das ist ein Duft gar penetrant.“ Da ich gerade am Tabak bin, so sei auch folgende Anekdote mitgeteilt: In einer hessischen Schule prüfte der Kreis Schulinspektor einmal in der Geographie und ließ sich die Großen Antillen nennen. Die Kinder hatten glücklich Cuba, Jamaica und St. Domingo aufgezählt, auf die Insel Portoriko konnten sie indessen nicht kommen. Da sagte der Inspektor zu einem Jungen, der ihm einen intelligenten Eindruck machte: „Na, du kennst doch diese Insel, ihr Name steht auf den Tabakpackchen, die du für deinen Vater im Laden holst.“ Da gab der Junge zur Antwort: „Karl Gräff-Bingen.“ Das ist eine bekannte Tabakfirma. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Jugendzeit eines deutschen Mannes.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon erwähnt, daß ich von dem Rektor zu meiner unsäglichen Freude lateinische Privatstunden erhielt, wobei mir der früher gelegentlich gesammelte Vorrat von Vokabeln sehr zu statten kam. Zum ersten Male erhielt ich nun einen Begriff von der Grammatik einer Sprache, und da wir zugleich die der deutschen Sprache mit durchnahmen, wurde mir der Unterricht um so lehrreicher. Bald konnten wir zum Uebersetzen schreiten, und ich ging in dem Gedickschen Lesebuch rasch vor. Bald kam Eutrop an die Reihe, dann einzelne Stücke des Cornelius Nepos. Da es mir sehr an Büchern fehlte, schenkte mir der Rektor aus seiner Büchersammlung: *Selectae e profanis scriptoribus historiae, quibus admista sunt varia honesti vivendi praecepta ex iisdem scriptoribus recensuit J. F. Fischerus*, welches mir jedoch vorläufig noch zu schwer war.

Mein Vater hatte mir nach meiner Krankheit auf dem Jahrmarkte eine Pfeife mit sieben Grifflöchern, wie sie die Bärenführer gebrauchen, für ein paar Groschen gekauft. Ich blies fleißig darauf und suchte durch Schließen und Öffnen der Löcher, durch stärkeres und schwächeres Blasen die Töne zu verändern. Zufällig war die Pfeife richtig und rein mensuriert, was sie selten sind. Mein Ohr war durch den Gesang meiner Mutter, wie durch das viele Kirchen- und Schul-singen wenigstens so weit gebildet, daß ich die reinen Töne der Skala sehr wohl von den unreinen unterscheiden konnte. Der mir wohlbekannte Choral: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“, schließt mit einer herabsteigenden Skala, die ich oft gesungen hatte; die aufsteigende wurde mir nicht schwerer. Ich brachte beide Skalen auf meiner Pfeife hervor, und durch stärkeres Blasen um eine Oktave höher. So hatte ich also über Töne im Umfang von zwei Oktaven zu verfügen, und das reichte aus für die meisten mir bekannten Melodien. Es versteht sich, daß ich damals diese Betrachtungen nicht anstellte, denn ich wußte weder etwas von einer Skala, noch von einer Oktave. Die Praxis ging wie gewöhnlich der Theorie voraus. Aber in kurzer Zeit blies ich ohne weitere Anweisung nicht bloß alles, was ich singen konnte, oder von Melodien im Kopfe hatte, sondern phantasierte sogar, indem ich mir selber Melodien schuf und sie im Entstehen blies. Es war besonders die Abenddämmerung, in welcher ich meine Weisen erschallen ließ. Hinter unserer Straße begrenzte Ackerfeld eine große Wiese, die sich bis zu einer hohen Esenallee hinzog. Am Rande dieser Wiesenfläche schritt ich auf und ab und blies meine Lieder zum Ergötzen der Bewohner des vierten Teils der Stadt (denn der hohe Slageoletton der Pfeife war weithin zu hören), während rechts von mir das Gezirpe der Heuschrecken aus den Kornfeldern vereint mit dem Schlage der Wachtel erschallte. Die Nachbarn sagten meinem Vater über meine Musik vieles, was ihm sehr wohl gefiel und er gern hörte. Das veranlaßte ihn, mir ein halbes Jahr später eine Flöte zu kaufen, die ihm zu billigem Preise angeboten wurde. Meine Freude war groß, aber es dauerte einige Zeit, ehe ich imstande war, einen Ton auf dem Instrumente hervorzubringen. Als ich das endlich konnte, wurde es mir sehr schwer, die Fingerstellung für die verschiedenen Töne aufzufinden und ich merkte, daß es zu weitläufig sei, alle Kombinationen zu versuchen. Nun lebte im Orte ein junger Mann, namens Krause, der als Supernumerar bei der Akzise arbeitete und Bruder des Akzise-Kontrolleurs war, ein stiller, ruhiger Mensch, der recht gut zeichnete und malte und auch, wie ich hörte, die Flöte blies. Er lebte sehr zurückgezogen und mied allen Umgang. Ich ging zu ihm und fragte um Rat. Er ließ mir eine sogenannte Tabulatur, auf der die Griffe durch offene und ausgefüllte Nullen bezeichnet waren, doch ohne sie mir zu erklären. Auch waren Noten und Taktein-

lungen angegeben. Ich schrieb sie mir ab, quälte mich aber einige Tage ganz unnütz damit, indem ich sie mißverstand, und horizontal las, was senkrecht genommen werden mußte. Erst als ich ihm das Blatt wieder zurückbrachte und mein Not klagte, löste er mit wenigen Worten das Mißverständnis, und nun wußte ich, woran ich war. Die Noten und Griffe waren bald gelernt, die Fertigkeit mußte erworben werden. Dem Takte hatte ich bis dahin keine Vorstellung gehabt, doch faßte ich die Einteilung bald und benutzte gewissermaßen als Metronom den Perpendikelschlag unserer Uhr; allein Noten fehlten mir ganz, und einstweilen blies ich nach dem Gehör. Zufällig ergab sich, daß der alte Kürschner, von dem ich das Fragment des Orbis pictus erhalten hatte, die Flöte blies. An ihn wandte ich mich; er hatte aber lange nicht geblasen und suchte die einzelnen Stücke seiner Flöte mühsam zusammen. Nachdem er sie ins Wasser gestellt und völlig naß gemacht hatte, ging es. Da zeigte sich jedoch, daß er nichts weiter blasen konnte, als den Dessauer Marsch, und den haben wir oft zusammen gespielt, indem ich mich bemühte, nach dem Gehöre eine zweite Stimme zu erfinden. Das war dann zwar keine eintönige, aber freilich eine sehr einförmige Musik; immerhin war es Musik. Auf einige falsche Töne durfte man dabei nicht achten; denn die erste Stimme kam nicht selten aus dem Takte und die zweite vergriff sich leicht. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Nachdem die Festtage vorüber sind, nehmen die Kriegsbefestungen wieder ihren Fortgang. Die nächste Kriegsbefestung findet Mittwoch, den 18. April, abends 8 Uhr in der Johanneskirche statt.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 15. April. Quasimodogeniti. Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Samstag, den 14. April, nachmittags 2 Uhr: Beichte für die Konfirmanden aus der Matthäusgemeinde und deren Angehörige. Pfarrer M a h r. — Sonntag, den 15. April, vormittags 9 1/2 Uhr: Konfirmation der Kinder aus der Matthäusgemeinde. Feier des heiligen Abendmahls. Pfarrer M a h r. Abends 6 Uhr: Pfarrer S c h w ä b e.

In der Johanneskirche. Samstag, den 14. April, nachmittags 2 Uhr: Beichte für die Konfirmanden aus der Lukasgemeinde und deren Angehörige. Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r. — Sonntag, den 15. April, vormittags 9 1/2 Uhr: Konfirmation der Kinder aus der Lukasgemeinde. Feier des heiligen Abendmahls. Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r. Abends 6 Uhr: Pfarrer A u s f e l d. — Mittwoch, den 18. April, abends 8 Uhr: Kriegsbefestung. Pfarrer B e c h t o l s h e i m e r.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen		
<p>Carl Loos Kirchenplatz 13 :: Telephon 797 Manufaktur- und Weißwaren Herren- u. Knabenkleider</p>	<p style="text-align: center;">CARL LUDWIG LEIB KUNSTHANDLUNG · BILDER- EINRAHMUNGS- · GESCHÄFT VERGOLDEREI · KIRCHSTR. 2 · ANTIQUITÄTEN</p>	<p style="text-align: center;">Musikalien Musikinstrumente Ernst Chailier, Gießen Rudolph's Markt. Neuenweg 9 · Telephon 571</p>

Verantwortlich: für den Textteil Pfarrer Bechtolsheimer, für den Anzeigenteil H. Bedt; Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steinbucherei R. Lange, sämtlich zu Gießen.